



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich Ratzels Völkerkunde und Politische Geographie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

so könnte endlich auch das Kilometersystem mit runden Zahlen in die Zonenberechnung eingeführt werden. Die geographische Meile wurde schon bei der letzten Reform eigentlich nur aus Bequemlichkeit beibehalten, weil man die Mühe einer Umrechnung der Tagquadrate scheute. Aber einmal muß diese Arbeit doch gemacht werden. Und die jetzige Übung, größere Sendungen in lauter 5-Kilopakete zu zerlegen, die der Post entsprechend mehr Arbeit machen, darf auf die Dauer keinesfalls fortbestehen. Der gegenwärtige Tarif für schwerere Pakete wird so ja einfach umgangen, und das Gegenteil seines Zwecks wird erzielt. Das ist aber ganz sinnlos.

Man hat bisweilen die Versendung vieler einzelner 5-Kilopakete von einem Absender an einen Empfänger als „Mißbrauch“ bezeichnet. Das ist aber sicherlich ein ungerechter Tadel, den man bei loyaler und unparteiischer Denkungsweise wohl nicht aussprechen würde. Wer gesetzlich bestehende Einrichtungen in gesetzlicher Weise benutzt und sich bei Beförderung seiner Produkte oder Waren der schnellsten, billigsten und bequemsten Beförderungsweise bedient, statt einer unbequemern, teureren und langsamern Versendungsart, dem kann man doch unmöglich „Mißbrauch“ vorwerfen. Es kann also nur gemeint sein, daß die jetzige Pakettaxe unvollkommen ist, und daß durch die Konkurrenz der Großen viele Kleine geschädigt werden. Aber so geht es ja mit allen Dingen. Der Große hat in jedem Falle den Vorteil, wenn er die Sachlage ausnutzt. Daß er das unterlasse, dürfen wir in dieser realen Welt nicht verlangen. Hier gilt noch immer das pessimistische Wort, das vor bald 1900 Jahren gesprochen wurde: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer da nicht hat, dem wird auch noch genommen, das er hat.“ Ja, wenn sich dieses harte Gesetz kapitalistischer Weltentwicklung durchgreifend ändern ließe! Aber darum mühen sich ja die besten Köpfe schon seit Jahrtausenden vergeblich!

(Schluß folgt)



Friedrich Ratzels Völkerkunde und Politische Geographie



ie materialistische Geschichtskonstruktion ist nur eine geschmacklose Verstümmelung der von Herder, Karl Ritter und Alexander von Humboldt dargelegten Wahrheit, daß es die Erde selbst ist, die alle Eigentümlichkeiten und alle Mannigfaltigkeit ihrer lebenden Bewohner erzeugt. Aber diese drei Großen haben das Wesen nicht gelehnet, dem die irdischen Kräfte unter verschiedenen Himmelsstrichen

verschiedne Gestalten verleihen: den Geist. Gewiß ist es der Fels, der dem Wasserfall seine Gestalt verleiht, aber nur unter der Bedingung, daß ein Wasser vorhanden ist, das diese Gestalt annimmt; gewiß ist es das Licht, das im Krystall ein siebenfältiges Farbenspiel erzeugt, aber der Krystall muß eben da sein; und gewiß ist es die Erde, die an verschiedenen Stellen ihrer Oberfläche verschiedene Kulturen erzeugt, aber doch eben nur, wenn Kulturträger, wenn geistbegabte Menschen vorhanden sind. Diese Einflüsse und ihre Wirkungsweise auf der Grundlage der heutigen, über die Ritter-Humboldtsche weit hinausgehenden Erd- und Völkerkenntnis in zwei klassischen systematischen Werken dargestellt zu haben, denen die geographische Litteratur der andern Kulturvölker kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite zu setzen haben wird, ist das Verdienst Friedrich Ratzels. In seiner längst weltbekanntesten Völkerkunde stellt er den Menschen selbst und seine Kultur dar, wie beide außerhalb unsers europäischen Kulturkreises unter verschiedenen Einflüssen variiren, in der erst gegen Ende des vorigen Jahres (bei R. Oldenbourg in München und Leipzig) erschienenen Politischen Geographie stellt er die Abhängigkeit der Staatenbildung von Boden, Wasser und Lage dar.

Was uns bestimmt, einen Blick auf die beiden großen Werke zu werfen, ist der Umstand, daß ihre Ergebnisse im großen und ganzen mit der Weltansicht übereinstimmen, die in den Grenzboten von andern Mitarbeitern, die von andern Wissensgebieten ausgingen, entwickelt worden ist. Ratzel findet zwischen den höher und den niedriger kultivirten Völkern — unkultivirte giebt es überhaupt nicht; die sogenannten Naturvölker sind nur Völker auf niedern oder auf andern Kulturstufen —, er findet zwischen ihnen keinen wesentlichen Unterschied der Begabung, und findet die unwesentlichen Unterschiede nicht so stark, als sie auf den ersten Blick scheinen. Gleich auf der ersten Seite giebt er zu bedenken, „daß die Kluft des Kulturunterschieds zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig sein kann vom Unterschiede der Begabung“; an diesen Unterschied sei daher immer zuletzt, an Unterschiede der Entwicklung und der Umstände zuerst zu denken, und diese Mahnung wiederholt er bei verschiedenen Anlässen. Der Kulturfortschritt ist davon abhängig, daß Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten in großer Zahl angesammelt und von Geschlecht zu Geschlecht stetig überliefert werden. Dazu gehört unter andern, daß das kulturerzeugende Volk dicht gedrängt und längere Zeit ungestört in seinem Lande wohne und doch auch in Wechselwirkung mit andern Völkern bleibe. Die erste Bedingung kann erst erfüllt werden, nachdem Ackerbau und Gewerbe die wirtschaftliche Grundlage des Lebens geworden sind, und diese Stufe können Völker in weiten Steppen, in Urwäldern und in fruchtbaren Tropenländern nicht ohne fremde Hilfe, in den Polarregionen überhaupt nicht erklimmen; die zweite Bedingung war vor der Ausbildung des heutigen Weltverkehrs den an insellosen Meeren lebenden Völkern

wie denen Südafrikas verfaßt. Nimmt man nun noch dazu, daß das ganze Dasein mancher versprengten Stämme in dem mühsamen Erwerb einer kümmerlichen Nahrung aufgehen muß, so kann die tiefe Stufe, auf der wir sie finden, nicht in Verwunderung setzen, und es wäre ganz unberechtigt, ihnen ein wesentliches Stück menschlicher Begabung abzuspochen. Von den Anlagen, die die Australier in ihrer Wildnis zu entfalten Gelegenheit gehabt haben, schreibt Hagel (I, 315): „Das die Seele niederdrückende Elend hängt als Gegengewicht daran.“ Wenn wir trotzdem, heißt es dann weiter von demselben Volke, „auch hier mehr Geistiges finden, als wir erwarten, haben wir den Eindruck von Trümmern eines bessern Zustandes.“ Dieser Eindruck kehrt auch bei vielen andern Völkern wieder, und wenn wir hierzu die überraschenden Übereinstimmungen der amerikanischen und der ozeanischen Flut- und Schöpfungssagen mit den Erzählungen der Bibel nehmen, außerdem den Hinweis auf einen gemeinsamen Ursprung der Kultur beachten, der in der Übereinstimmung von Gebräuchen und Kunstübungen liegt, so gelangen wir in die Nähe des Gedankenkreises, den die christliche Kirche ausgebildet hat. „Als man die Parallelen zwischen den Kulturvölkern Amerikas und der Alten Welt zu ziehen begann, über sah man diese zahlreichen Beziehungen zwischen dem Kulturbesitz der einzelnen Völker der ganzen Erde, von den höchsten Religionsvorstellungen bis hinab zu Einzelheiten im Stile der Waffen und der Tätowierung und suchte ein beschränktes Auswanderungs- und Ausstrahlungsgebiet mit Vorliebe in Süd- und Ostasien. Der Ursprung der altamerikanischen Kulturen wird aber nicht aus einem bestimmten Winkel der Erde und von keinem der noch fortlebenden Kulturvölker herzuleiten sein. Die darauf zielenden Versuche sind alle unfruchtbar geblieben. Die Wurzeln dieser merkwürdigen Entwicklungen reichen vielmehr in einen uralten Gemeinbesitz der Menschheit hinab, der im Laufe vieler vorgeschichtlicher Jahrtausende Zeit fand, sich über die Erde zu verbreiten“ (I, 597). Von diesem Bekenntnis hat man nicht mehr weit bis zum Glauben an eine Uroffenbarung und an die Wahrheit der biblischen Erzählung von der Völkerseidung. Hagel selbst weist zwar die kirchliche Ansicht in ihrer streng dogmatischen Fassung ab, erkennt aber, wie beides kürzlich auch von anderer Seite in den Grenzboten geschehen ist, der entgegengesetzten Ansicht gegenüber ihre relative Berechtigung an. Er sagt von den Entwicklungstheoretikern (I, 14): „Wir wissen diesen vorbereitenden Leistungen Dank, können uns aber nicht mit ihren Schlußgedanken befreunden. Sie suchen überall »Urzustände« und »Entwicklung.« Hat man nicht das Recht, mit einigem Argwohn auf wissenschaftlichem Gebiet solchem Suchen zu begegnen, das im voraus schon so gut weiß, was es finden will? Die Erfahrung lehrt, wie nahe dabei die Gefahr der Voreingenommenheit liegt. Von einer Möglichkeit erfüllt, schlägt man die andern zu gering an. Findet ein von der Idee der Entwicklung getränkter Forscher ein Volk, das in mehreren oder selbst vielen Be-

ziehungen hinter seinen Nachbarn zurücksteht, so verwandelt sich dieses »hinter« unwillkürlich in ein »unter,« d. h. in eine tiefere Sprosse der Leiter, auf der die Menschheit vom Urzustand zur höchsten Höhe der Kultur aufgestiegen ist. Das ist das Gegenstück der einseitigen, ja ausschweifenden Idee, daß der Mensch als ein zivilisiertes Wesen auf die Welt gekommen sei, daß aber eine rückwärts schreitende Entartung ihn zu dem gemacht habe, was man heute unter den Naturvölkern findet. So wie jener Entwicklungsgedanke bei den Naturforschern, hat diese Rückschrittsidee bei den Erforschern der Religion und der Sprache der Völker aus leicht erkennbaren Gründen den größten Beifall gefunden. Indessen ist sie heute sehr weit in den Hintergrund gedrängt, unsrer Meinung nach wohl viel zu weit. Von ihr ist für die Forschung weniger Gefahr zu befürchten als von jener ihr am entschiedensten entgegengesetzten Meinung, deren Auffassung, in abstrakter Nacktheit ausgesprochen, etwa lauten würde: es giebt in der Menschheit nur Aufstreben, nur Fortschritt, nur Entwicklung, keinen Rückgang, keinen Verfall, kein Absterben.“

Wie sich also bei keinem der sogenannten Naturvölker ein wirklicher Naturzustand findet, wenn man unter diesem einen völlig kulturlosen versteht, so giebt es unter ihnen auch keine Individuen, die als unter der Menschennatur stehend und als Übergänge eines anthropoiden Tiergeschlechts zum Menschengeschlecht angesehen werden könnten. An dem Lichte, das die tausend Abbildungen dieses Werkes verbreiten, muß auch das härteste Vorurteil schmelzen. Der „affenartige“ Neger existirt nicht; auch die Westafrikaner sind „noch lange keine Karikaturen, wie man sie sich in der Zeit schlechter ethnographischer Bilder vorstellte“ (II, 326). Was den Körperbau anlangt, so ist jedes Wort des Beweises dafür überflüssig, daß er auch beim verkümmertsten Wilden alle Merkmale des Menschenleibes trägt, und daß kein taubstummer Wilder in die Gefahr geraten könnte, für einen Affen gehalten zu werden. Nur das eine ist zuzugeben, daß die Schwärmer für Natur, die das Apollomodell unter den Schwarzen suchen, im Irrtum befangen sind: das höchste Schönheitsideal wird nur im Bereiche der Kultur verwirklicht; aber hübsch gebaute und gut gewachsene Leute giebt es genug unter den Farbigen, und nur einzelne Stämme zeichnen sich unvorteilhaft durch Mißgestalt aus; affenartig aber sind weder die Buschmänner, noch die verkümmerten Zwergmenschen des innerafrikanischen Urwalds (I, 716). Unter den Gesichtern kommen, geradese wie bei uns, häßliche, gewöhnliche und leidlich hübsche vor. Der Unterschied beschränkt sich darauf, daß bei den Farbigen wirklich schöne ganz fehlen (bei dem Negerjüngling II, 487, den man beinahe schön nennen könnte, klammert der Verfasser „Mischling?“ ein), während andrerseits die Prognathie namentlich bei den Australnegern einen Grad von Häßlichkeit erzeugt, der in Europa kaum vorkommen dürfte. Bei den afrikanischen Negern jedoch ist die Prognathie bei weitem nicht so stark, wie man sich gewöhnlich vorstellt, ja sie fehlt oft

gänglich; viele Abbildungen (man vergleiche u. a. II, 104, 200, 259, 288, 352, 358, 363) zeigen europäische und sogar edle Profile. Die geistigen Anlagen aber bekunden sich schon hinlänglich in der Gestaltung und Verzierung der Waffen und Gefäße der „Wilden,“ in der Musterung ihrer Geflechte und Gewebe, und ein Blick auf die zahlreichen Proben — man schlage nur z. B. im ersten Bande S. 224, 481 und 505 auf — reicht hin, die Verallgemeinerung des S. 233 angeführten Ausspruchs Hugo Böllers zu rechtfertigen; er lautet: „Wer von einem wahren und wirklichen Kunstgewerbe der Papuas spricht, macht sich keiner Übertreibung schuldig.“ Gleich dem Schönheitssinn und der Fähigkeit und Lust, Schönes zu schaffen, ist auch jede andre höhere Geistesanlage bei den Wilden zu finden, selbstverständlich in Begleitung aller Ausartungen, deren die Menschennatur fähig ist. Man findet alle Grade von Keuschheit und Unkeuschheit, zärtliche Gatten-, Kinder- und Elternliebe neben Grausamkeiten, die jedoch meistens nur gegen Feinde oder von Despoten verübt werden, Gemeindeverfassung und Rechtspflege, Ackerbau, Handwerke, Handel und Marktordnungen, Staaten, die diesen Namen verdienen, obwohl sie der Natur der Dinge nach ein lockres Gefüge und kurzen Bestand haben (die Darstellungen der Staatenbildung und Umbildung in Innerafrika wie die der damit zusammenhängenden Völkerwanderungen und Mischungen gehören zu den Abschnitten in Ratzels Werke, aus denen man ganz neues lernt), und nirgends fehlen religiöse Vorstellungen, die, so unvollkommen und teilweise abgeschmackt sie sein mögen, doch über den Kreis des Sichtbaren hinausführen. Jeder unbefangene Beobachter wird Livingstone beistimmen, dessen Urteil über die Neger Ratzel II, 13 anführt: „Manchmal üben sie ganz bemerkenswert gute Thaten aus, und manchmal das Gegenteil. Nach langer Beobachtung kam ich zu dem Schlusse, daß sie eine ebenso merkwürdige Mischung von gut und böse sind wie alle Menschen.“ Nur eine einzige Scheußlichkeit, die im Bereiche der europäischen Kultur nicht vorkommt, läßt sich einzelnen Stämmen der Farbigen nachsagen, die Menschenfresserei. Die ist aber nicht etwa ein Rest von Tierheit — denn höhere Tiere fressen nicht ihresgleichen —, sondern teils aus religiösem Aberglauben, teils (bei Menschenüberfluß) aus politischen und wirtschaftlichen Erwägungen hervorgegangen, beruht also auf einem Mißbrauch der Menschenvernunft. Was die übrigen Grausamkeiten anlangt, so beweist es ein sehr kurzes Gedächtnis, wenn man ihretwegen den „Wilden“ eine tiefere Stufe anweisen will als den Semiten und den Ariern, und selbst die engere christliche Welt ist nicht berechtigt, sich höher einzuschätzen. Deren Freiheit von öffentlich und amtlich verübten Greueln ist eine ganz moderne Erscheinung, die nicht weiter als bis auf die Humanitätsbewegung des vorigen Jahrhunderts zurückreicht; was vordem verübt worden ist, von den byzantinischen Blendungen, dem Blutgericht Heinrichs VI. in Palermo und den Unthaten Gzzelins anzufangen bis zu den Plünderungsmezeleien, Folterkammern und Richtplätzen des

siebzehnten Jahrhunderts, daran reichen die Greuel von Dahomey nicht hinan. Was jene höhere Kultur, die zwar niemals von der Masse aller Europäer, aber doch nur innerhalb des europäischen Kulturkreises erreicht wird, von allen Barbaren trennt, gleichviel ob diese im Rufe von Wilden stehen oder wie die alten Babylonier und die modernen Japaner zu den Kulturvölkern gerechnet werden, läßt sich ziemlich genau angeben. Auf dem ästhetischen Gebiete, das als unmittelbar auf die Sinne wirkend den Unterschied am leichtesten erkennen läßt, ist die Grenze in dem Augenblick überschritten worden, wo die Schönheit des Menschenleibes und des Menschenantlitzes erkannt und nachgebildet wurde. Diesen Schritt haben zuerst und aus eigener Kraft ganz allein die alten Griechen gethan und haben dadurch zuerst die Idee der Humanität verwirklicht, denn nur wenn einem der höhere geistige Inhalt des Menschenwesens — der also vorhanden sein muß — erschlossen ist, kann ihm seine Schönheit aufgehen. Die Naturvölker stehen in dieser Beziehung noch auf der Stufe des kindlichen Versuchs, der es nur bis zur Frage bringt; ausnahmsweise (man sehe den etagenartig verzierten der beiden geschlitzten Elefantenzähne II, 338, eine sehr hohe Leistung) bringen sie es zu annähernder Naturähnlichkeit ohne eine Spur von Idealisirung zwar, aber wenigstens auch ohne hervortretendes Wohlgefallen am Häßlichen. Eine zweite Grenzlinie wird mit dem Glauben an den einen persönlichen Gott überschritten, wenn dieser als einzige Weltursache, höchste Vernunft und Quell des Guten und Schönen aufgefaßt wird. Diese Grenze haben die Griechen in ihren edelsten Geistern, die Juden als Volk überschritten, und das Christentum hat sich die Aufgabe gestellt, alle Menschen hinüberzuführen. Die dritte Grenzlinie ist erst in neuerer Zeit überschritten worden durch die methodische Naturwissenschaft und deren Anwendung im methodischen Erfinden. Wie vor einiger Zeit in den Grenzboten erwähnt wurde, hat der dänische Pfarrer Martensen Larsen klar gemacht, daß die Überschreitung der zweiten Stufe die Grundbedingung für die der dritten ist, weil, so lange die allgemeine Anerkennung der einen vernünftigen Weltursache fehlt, das Volk in der Vorstellung einer mit Gespenstern erfüllten verheerzten Welt befangen bleibt, die nicht einmal den Gedanken der strengen Kausalität aufkommen, geschweige denn in eine feste Methode hineinfinden läßt. Schon aus diesem Grunde wird, wenn die Naturvölker nicht vernichtet, sondern in den europäischen Kulturkreis hereingezogen werden sollen, die Mitwirkung der christlichen Missionen nicht zu entbehren sein, die allerdings, wie auch Ratzel andeutet, ihre Aufgabe nur dann lösen können, wenn sie sie nicht im Sinne einer engherzigen Orthodoxyie auffassen.

Nach alledem ist an der Einheit des Menschengeschlechts als eines von der Tierheit grundverschiedenen Reiches der Schöpfung nicht zu zweifeln, und Ratzel fordert, daß das, was von Natur ist, auch seiner Idee nach anerkannt werde. „Wenn wir die Menschheit als ein Immerbewegliches ansehen, können

wir in ihr nicht, wie es bisher üblich war, eine Vereinigung von starren voneinander gesonderten Arten, Abarten, Volksgruppen, Völkern, Stämmen erblicken. Sobald irgend ein Teil der Menschheit gelernt hatte, die länder-trennenden Meere zu durchfurchen, war ihr auch schon das Ziel immer weitergehender Verschmelzung gesteckt. Nehmen wir mit der großen Mehrzahl heutiger Anthropologen einen einheitlichen Ursprung des Menschen an, so ist die Wiedervereinigung der durch Spielartenbildung auseinandergegangenen Teile der Menschheit zu einer wahren Einheit das unbewusste letzte Ziel dieser Bewegungen der Menschen. . . . Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu thun. Es wäre zwar thöricht, zu leugnen, daß in unsrer Zeit die höchste Kultur von der sogenannten kaukasischen oder weißen Rasse getragen wird; aber andererseits ist es eine ebenso wichtige Thatsache, daß seit Jahrtausenden in aller Kulturbewegung die Tendenz vorherrscht, alle Rassen heranzuziehen zu ihren Lasten und Pflichten und dadurch Ernst zu machen mit dem großen Begriff »Menschheit,« dessen Besitz zwar als eine auszeichnende Eigenschaft der modernen Welt von allen gerühmt, an dessen Verwirklichung aber von vielen noch nicht geglaubt wird“ (I, 9 und 18).

Die wichtigste und mächtigste der gesellschaftlichen Bildungen, die die Grundlage jeder Kulturthätigkeit sind, ist der Staat. Dessen Zusammenhang mit dem Boden stellt Katzel in seiner Politischen Geographie dar. Sollte man nicht meinen, schreibt er in der Vorrede, es sei Sache der Staatswissenschaft, die Beziehungen zwischen dem Staat und dem Boden zu erforschen? „Diese Wissenschaft hat sich aber bisher streng ferngehalten von aller räumlichen Betrachtung, Messung, Zählung und Vergleichung der Staaten und Staatenteile; und das ist es ja gerade, was der politischen Geographie erst ihr Leben giebt. Für manche Staatswissenschaftler und Soziologen steht der Staat gerade so in der Luft, wie für viele Historiker, und der Boden des Staates ist ihnen nur eine größere Art von Grundbesitz.“ Durch die Aufdeckung der Beziehungen der Staaten zu den verschieden großen und verschieden gelegenen Räumen, in denen sie sich entwickelt haben, zu den Gebirgen, Flüssen und Meeren, die sie begrenzen oder durchziehen, wirft Katzel auf die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse alter und neuer Zeit ein neues Licht, das viele überraschen wird. Was uns in Deutschland am allermeisten fehlt, die Übereinstimmung von Regierung und Volk in der Überzeugung von der Notwendigkeit des Strebens nach gewissen klar erkannten Zielen, das wäre nur auf dem Wege solcher Betrachtungen erreichbar, wie sie dieses Buch enthält. Den Politikern, die sich um Quisquilien zanken und abmühen, empfehlen wir vorläufig nur folgende Gedanken, denen sich Duzende von gleicher Bedeutung anreihen ließen, zur Erwägung. „Je einfacher und unmittelbarer der Zusammenhang des Staates mit seinem Boden, desto gesunder ist jederzeit sein Leben und Wachstum. Vorzüglich gehört dazu auch, daß mindestens die

Mehrzahl der Bevölkerung des Staates eine Verbindung mit seinem Boden so bewahrt, daß es auch ihr Boden ist" (S. 9). Durch alle Wandlungen hindurch führt sicher „die Regel: daß jede Beziehung eines Volkes oder Völkchens zum Boden politische Formen anzunehmen strebt, und daß jedes politische Gebilde die Verbindung mit dem Boden sucht. . . Gerade die Verfehlung des politischen Wertes des Bodens (oder des politischen Raumes) legte den Keim des Todes in die Staaten der Griechen" (21 und 22). „In der großen Bewegung auf immer festere territoriale Begründung der Politik ist die Nationalitätenpolitik unsrer Zeit ohne Zweifel ein Rückschritt. Sie erklärt als das Prinzip des Staates das Volk einer Sprachgemeinschaft ohne Rücksicht auf den Boden. Sie wird sich dauernd der geographischen Politik gegenüber nicht behaupten können, die den Boden ins Auge faßt, ohne den Namen und die Art der Bewohner zu berücksichtigen" (31 bis 32). „Mehr als alles bringt die Vermehrung des Volkes bei gleichbleibendem Boden Verwirrung in die einfachen Einrichtungen der Vorzeit" (S. 52 nach Dahlmann). „Ein Land, das dünn bevölkert oder unbewohnt ist, liegt seinen dichter bevölkerten Nachbargebieten als ein reines Naturland gegenüber," das zum Eintritt lockt (S. 93). „Die rasche Aufeinanderfolge großer Reiche [im Altertum] giebt die Lehre, daß nicht in der Größe des Raumes an sich, sondern in der Art der Erfüllung des Raumes der Zusammenhalt und die Gewähr der Dauer liegt" (176). Aus dem durch alle Zeiten und Erdteile hindurch gehenden Bestreben der Staaten, den Nachbarstaaten an Flächeninhalt mindestens gleich zu sein und für jede Raumeinbuße Kompensationen zu suchen, ersehe man deutlich, heißt es S. 222, „wie wenig das europäische Gleichgewicht eine diplomatische Erfindung ist." Ein Blick auf die Karte Europas genügt, zu erkennen, was heute für uns Deutsche daraus folgt. Wir schließen mit folgenden Sätzen für kleindeutsche Philister: „Großräumige Völker sind bessere praktische Geographen als kleinräumige. Rom, England und die Vereinigten Staaten bewähren einen politisch-geographischen Blick, der mit ihrer geringen Pflege der theoretischen Geographie merkwürdig kontrastirt. Die großräumige Politik hat den Vorteil der weitgeschichtigen Pläne, die ihrer Zeit vorausseilen; sie steckt ihre Gebiete lange aus, ehe andre nur daran dachten, daß dort politische Werte zu finden seien, und kleinere Entwürfe sehen sich plötzlich von einem Netz von zwar dünnen, aber doch jäh hemmenden Maschen umfaßt" (342 bis 343).

